

Sigmund Bonk

Albertus Magnus.

Drei Schlaglichter auf eine imposante Gestalt des Hohen Mittelalters

1. Schlaglicht:

Albertus – beinahe so etwas wie ein Held

Zu den erfolgreichsten Songs der Sängerin Tina Turner gehört der Titel

„*We Don't Need Another Hero*“, zu Deutsch: „Wir brauchen keinen weiteren Helden“. Das Lied gehörte bei den weltweiten Auftritten der Pop-Sängerin zum Standardrepertoire und es gelangte in zahlreichen Ländern in die Kategorie „Top Ten“ der meistgehörten Hits. In Deutschland und in der Schweiz war das Lied ganz sogar besonders beliebt; hier schaffte es die Single auf Platz 1 der „Charts“. Nicht nur Melodie und Rhythmus, sondern auch die Botschaft kamen gut an – besonders Jugendliche zitierten den Liedtitel seinerzeit gern, wobei sie sich lächelnder Zustimmung sicher sein konnten.

„We don't need another hero“? Haben wir heute wirklich keine Helden mehr nötig? Handelt es bei Helden etwa um langweilige Sturköpfe, die krank danach sind, bewundert zu werden? Irgendwie passen die offenbar mit dem Heldentum verbundene Ernsthaftigkeit und Kompromisslosigkeit bei mangelnder Flexibilität nicht mehr so recht hinein in unsere Kultur der allgemeinen Toleranz, der Abneigung gegen absolute Werte, der Gleichheit und beflissenen Angleichung an den vielbeschworenen *Zeitgeist*. Das Heute drängt entschiedener als je auf „Egalité“ und lässt Unterschiede kaum noch gelten: Erwachsener und Kind, Mann und Frau, Bürger und Aristokrat, Gebildeter und Ungebildeter, Kleriker und Laie, Wohltäter und Verbrecher, Heiliger und Sünder, Held und Drückeberger: Diese und zahlreiche weitere, ehemals viel beachtete Unterschiede haben in unserer

Gesellschaft stark an Bedeutung eingebüßt. Gott lässt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte. Wir sind gegenwärtig irgendwie der Meinung, es sollten alle dazu gehören, ohne dass irgendwelche moralischen Standards zum Tragen kommen. Daran ist vieles begrüßenswert und gut – womöglich aber auch nicht unbesehen. Albertus Magnus kannte und anerkannte ethische Normen, wobei er sich einerseits an den Zehn Geboten der Hl. Schrift, andererseits an der Nikomachischen Ethik des Aristoteles orientiert hat. Das ist keine schlechte Wahl gewesen. Er war kein Relativist und war sich auch ganz bewusst, dies nicht sein zu wollen. Er sah im moralischen Relativismus eine Gefahr für die Seele, Gesellschaft und das Staatswesen: In diesem Punkt hat er ganz un- oder sogar antimodern gedacht.

Die allgemeine Angleichung aller Menschen, ihres Denkens, Redens, Fühlens, Aussehens, die Nivellierung des Geschmacks, der Kunst, der Medien, der Kleidung, der technischen Produkte (wie v. a. Handys), der Themen aus Politik und Sport, der Stars, der Urteile, des „Lifestyles“ insgesamt, der religiösen (oder vielmehr latent religionsfeindlichen) Affekte, der Küche, des „Smalltalks“ und der Redensarten innerhalb einer Nation und zunehmend auch international kreierte das „globale Dorf“, in dem sich die Allermeisten von uns ja nicht unwohl fühlen. Aber könnte mit der Globalisierung und Uniformität für unsere Gesellschaft nicht auch eine gewisse Verarmung, Verödung und „Monotonisierung“ einhergehen? Als bedrohlich dürfte insbesondere empfunden werden, dass diese Angleichung aller an alle, anders als in gewissen Diktaturen der Vergangenheit, nicht dekretiert worden ist und somit auch kaum rückgängig gemacht werden kann.

Die hohe Faszinationskraft des Word-Wide-Web dürfte ein Stück weit auch daran liegen, dass hier, im Internet, jeder „Held“ sein kann, in Computerspielen, „second worlds“ und auf Plattformen, auf denen man ungestraft Kraftsprüche und Frechheiten „posten“ kann. Wo aber jeder ein Held ist, da ist es im Grunde keiner mehr. Und da will man auch von den früheren, irgendwie „wahren“ Helden nichts mehr wissen. Dementsprechend wird heute auch die antike und mittelalterliche Heldenverehrung von den meisten als „obsolet“ empfunden. Das mag einige gute Gründe haben. Sowohl im Wilhelminismus als auch im Nazi-Deutschland sind sog. „deutsche Helden“ von Hermann der Cherusker über Karl den Großen bis hin zu Prinz Eugen, dem edlen Ritter, ideologisch und sogar „kriegstreiberisch“ missbraucht worden. Aber legt die Missbrauchbarkeit wirklich einen Mangel an dem oder den Missbrauchten offen? Spricht es etwa gegen Kinder, dass sie missbraucht werden können? Offensichtlich überhaupt nicht.

Rational betrachtet, spricht wenig bis nichts gegen eine Heldenbewunderung. Vielleicht hat die Abneigung gegenüber dem Heldentum somit eine andere Wurzel – stellt sie nicht einen *Anspruch* an uns? Sie scheint zu sagen: Nimm dir selbst ein Beispiel am Helden! Bequemer als dieser impliziten Forderung auch nur ansatzweise nachzukommen ist es – wie spätestens Cervantes praktiziert – sich über die Gestalt des Helden als solchen lustig zu machen. (In dieser Tradition steht auch Tina Turner.) Aber ist das gerecht? Muss die Heldenverehrung wirklich gleich durch eine „Heldenverhöhnung“ ersetzt werden? Sind Männer und Frauen wie Leonidas, Karl Martell, Jeanne D’Arc, Don Juan de Austria, Graf Stauffenberg und Sophie Scholl, um nur einige wenige zu nennen, nicht wirklich bewundernswert? Und weist nicht auch die Kirchengeschichte ihre Helden auf? Diesbezüglich wären zu allererst die Märtyrer zu nennen, von den frühchristlichen angefangen bis hinein in das 20. Jahrhundert und weiter bis zur Gegenwart des IS-Terrors. Dabei gibt es auch eine beträchtliche Zahl von Helden, die nicht Opfer ihres Heldenmuts geworden sind. So treten etwa Papst Leo der Große vor den Mauern Roms dem Hunnen Attila und Franz von Assisi im ägyptischen Damiette dem osmanischen Sultan Muhammad al-Malik beherzt entgegen. Beide haben ihren Heldenmut wider Erwarten überlebt.

Beinahe ebenso mutig ist der heilige Albertus Magnus in seinen sehr heiklen Friedensbemühungen gewesen. Er tritt etwa im Frühjahr 1252 dem aufgebracht, ja rasenden Erzbischof und Heerführer Konrad von Hochstaden gegenüber, der Köln zuvor militärisch angegriffen hatte. Aber auch bei vielen anderen Gelegenheiten zeichnete sich Albert durch Mut und Standfestigkeit aus. Erwähnt seien nur seine Schwierigkeiten in Paris, wo es starken Gegenwind gegen die Dominikaner und Franziskaner gegeben hat, und sich die Inquisition bereits in Alarmbereitschaft befand. Nicht ungefährlich war auch sein Ungehorsam gegenüber seinem Ordensoberen im Zusammenhang mit der Besetzung des Bischofsstuhls in Regensburg im Jahr 1260. (Von diesem Ereignis wird noch näher berichtet werden.) Eine gewisse Tapferkeit ist auch mit Alberts Entschluss verbunden gewesen, in einen Bettelorden einzutreten und damit auf sein Erbe zu verzichten, sowie, wie man es genannt hat, der Welt mit ihren Sicherheiten und Genüssen wie Ehren dauerhaft „Adé“ zu sagen. Mut brauchte Albert aber auch als er den höchst verdächtigen heidnischen Philosophen Aristoteles gelesen, kommentiert und in öffentlich zugänglichen Vorlesungen mit viel Verständnis, ja Sympathie behandelt hat. Beherzt war auch Alberts intensives Wanderleben durch halb Europa. Fast immer zu Fuß, und oft allein, durchquert er tags wie nachts Wälder, Schluchten, Flüsse, Sümpfe und Gebirge. Jemand hat einmal errechnet,

dass er in seinem Leben, alles zusammen genommen, eine Strecke zurückgelegt hat, die mindestens zweimal um den ganzen Planeten reicht. So wanderte er etwa von Köln nach Magdeburg und von Riga nach Stralsund. Seine Schritte geben Zeugnis davon, dass er die Natur geliebt hat. Ungezählte Male übernachtete er dabei im Freien in Gegenden, in denen Straßenräuber und Wölfe nicht selten anzutreffen gewesen sind, dergleichen bei klirrender winterlicher Kälte, die ihn hätte erfrieren lassen können.

Auch bei seinen chemischen bzw. alchemistischen und anderen Experimenten zeigte er Mut und Risikobereitschaft. Im Volk kam noch zu seinen Lebzeiten der Verdacht auf, dass er sich, wie es auch die spätere Faustlegende will, aus Wissensdurst selbst mit dem Teufel eingelassen habe. Es sind nicht zuletzt solche echten wie vermeintlichen Heldenstückchen, die Albert so volkstümlich gemacht haben – weit mehr als der Umstand, dass seine Schriften zusammen über 70 Bücher füllen. Und er ist beim Volk tatsächlich überaus beliebt gewesen. In seiner umgänglichen und ungekünstelten Art sprach Albert auf seinen Reisen sehr gerne mit Bauern, Fischern, Kohlenbrennern, Land- und Waldarbeitern, mit Händlern und Händlerinnen, mit Soldaten, Wirtinnen und Wirten. Seine erstaunliche volkstümliche Popularität überlebte ihn lange. So entstanden bis ins 18. Jahrhundert hinein nicht nur immer neue Albertlegenden, sondern auch die sog. „Albertitafeln“. Dabei handelt es sich um Bilder, die besonders im süddeutschen Raum häufig in Dorfkirchen aufzufinden waren und das tugendhafte Leben gemäß der Lehre des Albert veranschaulichten.

Der heilige Albert der Große dürfte somit tatsächlich so etwas wie ein Held gewesen sein – in seinem Leben, aber – was bei Helden ja immer hinzukommt – auch in der Erinnerung des Volkes. Wie schaut es heute mit Helden aus? „We don't need another hero“? Ich bin mir da gar nicht so sicher. Die christliche Kirche befindet sich gegenwärtig in einer ihrer größten Krisen überhaupt. Und sie bzw. ihr klassisches Rückgrat, die Priesterschaft, ist sogar weitgehend selbst schuld daran. Insbesondere die Jugend ist tief verunsichert. Ein aus der Priesterschaft hervorgehender Mensch höchster moralischer Integrität, ohne Furcht, Tadel und Makel, der sein Leben einsetzt für seine Glaubensüberzeugung, dürfte derzeit einiges bewirken können. Ein neuer Held der Wissenschaft, der, wie seinerzeit Teilhard de Chardin, den christlichen Glauben mit dem naturwissenschaftlichen Wissen der Zeit und dazu auch noch sein Gelehrtentdasein mit Abenteuern und Kämpfen zu verbinden wüsste, könnte der Kirche durchaus neues Ansehen verleihen. Ich persönlich werde mir jedenfalls das Wort „We don't need...“ nicht zu eigen

machen und tendiere eher zu der Aussage: „We would need another Albertus Magnus today!“ Vielleicht hat es nie eine Zeit gegeben, die einen heldenhaften Heiligen nötiger haben würde als die heutige.

2. Schlaglicht:

Albertus – ein Leben im Mittelalter

Zum Glück für seine, zum Unglück für unsere Zeit, lebte Albert vor 750 Jahren, mitten im Mittelalter. Sehen wir uns das Leben unseres mittelalterlichen „Helden“ nun ein wenig näher an. Albertus' Vater war „Markwart“ – eine Art Bürgermeister – von Lauingen in Schwaben. Albert selbst verbrachte wohl in seiner kleinen Heimatstadt auch seine ersten Lebensjahre. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, man liest gemutmaßte Jahreszahlen zwischen 1193 und 1207. Erste gesicherte Informationen über Albertus stammen aus dem Jahr 1222. Damals lebte er bei einem Onkel in Venedig und später im Jahr auch in der Universitätsstadt Padua. Ab dem folgenden Jahr studierte er dort die Freien Künste und zusätzlich vielleicht auch Medizin. Bereits in dieser Zeit ist er in Kontakt mit den Schriften des Aristoteles gekommen und er lernte auch den seinerzeit berühmten Jordan von Sachsen, den Nachfolger von Dominikus als Ordensgeneral des Dominikanerordens kennen und schätzen. 1223 trat Albertus in diesen Mendikanten- bzw. Bettelorden ein. Sein Noviziat absolvierte er in Köln. Danach ist er Lesemeister gewesen, u. a. auch in Regensburg. Hier konnte er zusehen, wie die Dominikanerkirche, das heutige St. Blasien, erbaut wurde. Der Platz vor dessen Haupteingang heißt heute „Albertus-Magnus-Platz“. Im Jahre 1243 ging Albertus für fünf Jahre an die damals erste Universität der Welt, die „Sorbonne“ in Paris, erwarb dort 1245 den Magistergrad für Theologie, der gegenwärtig etwa einem Professorentitel entspricht; Albert lehrte hier drei Jahre lang und befasste sich dabei intensiv mit Aristoteles und der jüdisch-arabischen Philosophie. Thomas von Aquin, nachmals der berühmteste Theologe und Philosoph des Mittelalters, schloss sich ihm in dieser Zeit als begeisterter Schüler bzw. Assistent an. In kurzer Zeit erlangten Albert wie Thomas einen enormen Grad an Bekanntheit, ja Verehrung. Mindestens 19 mal wählte man ihn zum Mittler und Schiedsrichter – gewöhnlich bei Konflikten zwischen Staat und Kirche.

1248 gingen Albert und der junge Thomas nach Köln, um dort das gerade ins Leben gerufene Studium Generale des Ordens zu leiten. Unter Albert entwickelte die Kölner Klosterschule einen hervorragenden Ruf und zog Studierende aus ganz Europa an. Retrospektiv lässt sich sagen, dass sich aus dem Studium Generale der Kölner Dominikaner heraus die Kölner Universität entwickelt hat. Vermutlich war Albert am 15. August 1248 auch Zeuge der Grundsteinlegung des Kölner Doms,

da er sich nachweislich zu dieser Zeit dort aufgehalten hatte. Im Jahre 1254 wurde er in Worms zum Provinzial der deutschsprachigen Dominikaner-Ordensprovinz „Teutonia“ gewählt, woraufhin er sein Lehramt in Köln abgab. In den folgenden Jahren zog er durch die deutschen Lande, um die insgesamt 40 Niederlassungen zu visitieren, Rat zu erteilen, aber auch die sog. „Klosterzucht“ aufrechtzuerhalten bzw. wiederherzustellen. 1257 endete Alberts Provinzialamt und er kehrte noch einmal nach Köln zurück, wo er erneut die Leitung der Ordensschule übernahm. Besonders in Paris hatte sich Albert auch international einen Namen gemacht. Er galt mittlerweile als der bedeutendste Gelehrte seiner Zeit.

Am 5. Januar 1260 wurde Albertus von Papst Alexander IV. zum Bischof von Regensburg und damit zum Reichsfürsten ernannt. Im Hintergrund dieser für einen Bettelmönch ganz erstaunlichen Ernennung, über die noch ausführlicher zu reden sein wird, sind eine kriminelle Neigung und eine verheerende Miswirtschaft des Vorgängerbischofs, der ebenfalls Albert hieß, auszumachen: Albert I. von Pietengau kümmerte sich kaum um sein Bistum und residierte vor allem in Donaustauf. Die Ruinen seiner Burg über der Donau sind noch immer zu finden. Auch Albert hat als Bischof später dort in einer Art Sommerresidenz gewohnt und Pflanzen- sowie Tierstudien betrieben. So beschrieb er etwa sehr genau das Laichverhalten bestimmter Donaufische, wie der Barbe und der Aitel. Auch scheint er dort seinen Kommentar zum Lukasevangelium geschrieben zu haben.

Der Bruder des Vorgängerbischofs war Bischof von Passau. Beide führten zusammen Raubzüge, u. a. gegen den bayerischen Herzog Otto II., durch. Aber auch andere Allotria und Sittlichkeitsdelikte werden ihnen nachgesagt. Diverse Gründe, und vor allem die religiösen Missstände in Regensburg, bewogen Bischof Albert I. sogar zu einem Mordkomplott gegen den in der Stadt verweilenden, auf ihn aufmerksam gewordenen Staufferkönig Konrad IV. Der Anschlag misslang und zwang Bischof Albert I. zur Flucht nach Böhmen. Diese und weitere Umstände führten schließlich zu einer Anklage des Domkapitels und danach zu seinem forcierten Verzicht auf den Bischofsstuhl; er verbrachte, milder und ruhiger geworden, seinen Lebensabend in einem Kloster; das Fürstbistum blieb etwa zwei Jahre lang herrschaftsfrei und war praktisch bankrott.

Papst Alexander IV. schätzte Albert von Lauingen sehr und war überhaupt ein ausgesprochener Förderer der Bettelorden. Albertus selbst übernahm das Bischofsamt nur ungern und sah sich zudem scharfer Kritik der Ordensleitung ausgesetzt, die diese hohe Position als unvereinbar mit dem Armutsprinzip der Dominikaner angesehen hatte. Dennoch ließ sich Albert im Juli 1260 zum Bischof weihen und nahm im September an einer Synode in Bayern teil. Anfang 1262 hielt sich Albert am Hof von Papst Urban IV. in Orvieto auf. Dort entpflichtete ihn der Papst im Februar des Jahres von seinem Amt als Bischof – anscheinend zur großen Erleichterung des Entpflichteten. Albert blieb zunächst in Orvieto, zog dann aber,

im päpstlichen Auftrag, als Wanderprediger, zwischenzeitlich auch Kreuzzugsprediger, umher. Ab 1264 lehrte Albert in Würzburg, wo sein leiblicher Bruder Heinrich lebte. Um 1269, er war etwa 70 Jahre alt, kehrte er endgültig in sein Mutterkloster zurück. In den siebziger Jahren des 13. Jahrhunderts scheint er so etwas wie einen Schlaganfall erlitten zu haben, da er seine Lehrtätigkeit abrupt abgebrochen hat. Er wurde nun, noch mehr als zuvor, ein Mann des Gebets und der Kontemplation.

Traurig mutet es an, wenn man liest, dass er auf das Anklopfen an seine Zellentüre hin, kaum einmal reagierte. Manchmal rief er mit schwacher Stimme: „Albertus non est hic!“ Das ist auch irgendwie nicht falsch gewesen, denn der Albert, der schon zu seinen Lebzeiten „der Große“ und das „Licht seiner Zeit“ genannt worden war, existierte tatsächlich nicht mehr. Eine heute nicht mehr festzustellende Erkrankung hatte seinen immensen Geist schneller zerstört als seinen Körper. Am 15. November 1280 starb Albertus in seiner Kölner Zelle. Das war heuer vor 738 Jahren.

Seine Gebeine ruhen nach der Aufhebung des Kölner Dominikanerklosters (im Säkularisationsjahr 1804) seit dem 15. November 1954 in einem schönen Sarkophag in der Krypta von St. Andreas in Köln. 23 Jahre zuvor ist Albert heilig gesprochen worden. Ich habe bei einem Besuch vor etwa zehn Jahren diesen Ort als sehr anrührend und irgendwie als spürbar „spirituell“ empfunden.

Was wird nun aus diesem Lebenslauf deutlich? Vielleicht, vor allem dies: Albertus Magnus verbindet Kirchlichkeit und Heiligkeit sehr interessant mit höchster Intelligenz und einem großen Können als Wissenschaftler sowie Gelehrter. Er ist damit weniger ein Grenzgänger, als eine Brücke, versucht sein gesamtes Werk doch, wie kaum ein zweites, die Kirche mit der Universität zu harmonisieren. Nicht zuletzt aus „seiner“ Domschule in Köln, ich erwähnte es, entwickelte sich dort die Universität zwischen Glaube und Vernunft, zwischen Frömmigkeit, Forschung und Wissenschaft.

Ein solcher Brückenschlag zwischen Rationalität und christlicher Religion ist auch, worauf hinzuweisen insbesondere Papst Benedikt XVI. nicht müde wurde, ein großes Thema gerade unserer Zeit. Religiös sich verstehende Menschen und eher aufgeklärt, naturwissenschaftlich sich definieren wollende Menschen, können ja gar nicht anders als in einer gewissen, harmoniegeprägten Toleranz miteinander auskommen, wenn sie den Zusammenhang in der Gesellschaft nicht gefährden bzw. wenn sie einfach in Frieden leben wollen.

Und mehr noch: Die auf sich allein gestellte Wissenschaft im Verbund mit der modernen Technik, unterstützt von Wirtschaftsinteressen und Machtpolitik, tendiert zu einer gewissen Unmenschlichkeit. Stichworte wären hier: Rüstungstechnologie, Gefährdung des Lebens ungeborener Kinder, aber auch alter

und behinderter Menschen, Umweltzerstörung, ungehemmtes Wachstum, Profitgier, Rationalisierung des Arbeitsmarkts, Produktion suchtfördernder Güter, Abschaffung des Sonntags und geregelter Ruhezeiten usw. usf. Die Kirche ist nach wie vor ein wichtiges Korrektiv. Die Religionen aber tendieren zu anderen Gefährdungen der Humanität und des Friedens, zu doktrinärem Denken, Traditionalismus, Regionalismus, Autoritätsglauben, Gehorsamsprinzip, Fanatismus, Irrationalismus und Intoleranz. Allen solchen Fehlhaltungen und -entwicklungen der Religionen gegenüber scheint mir der nüchterne Geist der Wissenschaft ein wirkungsvolles Korrektiv zu sein.

Bei aller persönlichen Verehrung für den großen Albert aus Lauingen - welches Städtchen übrigens gradeso an der Donau liegt wie Regensburg – gilt es auch, Konzessionen an seine Zeit zu machen. Einiges von dem, was soeben als Gefährdungspotential von Religionen genannt worden ist, blieb auch Albert nicht fremd. So neigte er etwa in seiner Naturphilosophie zu einem gewissen magisch-hermetischen Denkstil und – auch das ist kurz erwähnt worden – er entzog sich auch nicht dem Auftrag des Papstes zur Kreuzzugspredigt. Es wäre aber auch seltsam, einen zeitlich so weit von uns entfernten Menschen ganz ohne jedes „Wenn und Aber“ als Helden und Vorbild für unsere Gegenwart stilisieren zu wollen. Alle Menschen sind Kinder ihrer Zeit, wenn auch einige wenige Große darüber hinausragen. (Bei Albert ist das sicherlich der Fall.)

Die Zeit, der er angehört, ist das Mittelalter und damit eine Epoche, die vielen Zeitgenossen als höchst verdächtig gilt. War es nicht eine „dunkle“ Zeit? Wurden da nicht Kultur, Wissenschaft, Freiheit, Lebensfreude, Vielfalt und Toleranz von den Machthabenden unterdrückt? Herrschten da nicht ideologisch verbrämte römische Päpste mit ihren bischöflichen Vasallen und, ebenfalls tief im Aberglauben versunkene Kaiser und deren Landesfürsten? Hatte man da nicht immer nur ein imaginäres Jenseits im Sinn, um darüber beinahe ganz die reale Not des Diesseits zu vergessen? War das Leben im Mittelalter nicht bestimmt durch Hexenwahn, Kreuzzüge, Folterkammern, Flagellanten und St. Veits-Tänzer? War das Leben damals nicht schlicht und ergreifend (Verzeihung!) „kurz und dreckig“ gewesen?

So sprechen die einen, diejenigen, die dem christlichen Glauben nichts abgewinnen können und ausschließlich die moderne Wissenschaft und ihr Weltbild gelten lassen wollen. Hören wir nun, der Parität wegen, aber auch die andere Seite: Der bekannte Kirchenhistoriker Heribert Christian Scheeben hat sie, im Anschluss unter anderen an Novalis' berühmte Rede „Die Christenheit oder Europa“, in seinem sehr

lesenswerten Buch „Albertus Magnus. Ordensmann, Bischof, Gelehrter, Mann des Volkes“ beredt wie folgt ins Wort gebracht:

„Vor dem Geiste vieler steht das Mittelalter als eine Zeit, da ein heiliger Franz von Assisi unter dem ewig blauen Himmel Umbriens Fischen und Vögeln predigte, wo eine heilige Elisabeth als Engel der Barmherzigkeit Wohltaten spendend herabstieg von der Wartburg in die Lehmhütten und Höhlen der Armen und Aussätzigen, wo man in überschäumender religiöser Begeisterung das bisher sorgsam gehütete Sakrament des Leibes Christi zur öffentlichen Verehrung auf die Altäre stellte und die unsterblichen Hymnen des heiligen Thomas von Aquin sang. Man denkt an die lieblichen Mystiker in deutschen Landen, Heinrich Seuse, Johann Tauler, Margaretha Ebner, die als Führer zahlreicher Scharen von Mystikern im Fleische schon der Freuden des Himmels teilhaftig zu sein schienen. Man denkt an die grandiose Offenbarung abendländischen Zusammengehörigkeitsbewusstseins, edler Ritterlichkeit und märtyrerhafter Opferbereitschaft in den Kreuzzügen. Man sieht die Völker des Okzidents in der Einheit christlichen Glaubens verbunden und sicher und sorglos geborgen unter dem Mantel des Nachfolgers des heiligen Petrus. Man glaubt, nach den Wirren der Völkerwanderungen und nach der Christianisierung Europas habe der Bogen des ewigen Friedens über dem Abendlande gestanden, wie er einst nach der Sintflut von Gott als Zeichen seines Bundes mit der Menschheit an den Himmel gesetzt wurde.“

Wie war das Mittelalter also wirklich – einfach schauderhaft oder unvergleichlich schön? Die Wahrheit könnte, wie so oft, wenn eine Sache von divergierenden Standpunkten aus nur einseitig betrachtet bzw. beschrieben wird, irgendwo in der Mitte liegen. Wie in anderen Epochen auch, so dürfte der um Objektivität bemühte Blick auch im Mittelalter gleichermaßen Licht und Schatten finden. Albert aber gehört eindeutig zu den Lichtgestalten. Wir brauchen dasjenige, was uns in seinen Schriften oder in seinem Leben „typisch mittelalterlich“ anmutet, nicht zu übernehmen, kein bisschen davon. Aber noch weniger sollten wir uns von dem Vorurteil überwältigen lassen, dass uns ein mittelalterlicher Heiliger heute gar nichts mehr zu sagen habe.

3. (und letztes) Schlaglicht:

Albertus – wie er Bischof in Regensburg geworden ist

Im dritten und letzten Teil meiner Ausführungen soll *der* Abschnitt aus Alberts Leben heraus gegriffen und etwas gründlicher beleuchtet werden, der uns lokal

direkt mit ihm verbindet: sein Bischofsamt in Regensburg. Wie es Paul Mai herausgefunden hat (vgl. *ders.* „Die Verehrung Alberts des Großen im Bistum Regensburg“, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 14, 1980, S. 77-87, ebenso: *ders.* Albertus Magnus als Bischof von Regensburg, in: Beiträge ... s.o., Bd. 14, 1980, S. 23-39) hielt sich „Frater Albert“, wie er ihn nennt, dreimal in Regensburg auf (Zitat): „Zwei Jahre, etwa zwischen 1237 und 1240, hatte Albert als Lesemeister im Regensburger Dominikanerkloster gewirkt, 1255 hat er als Provinzial der Deutschen Ordensprovinz hier [in Regensburg] ein Provinzialkapitel abgehalten und von 1260 bis 1262 stand er dem Bistum Regensburg als Oberhirte vor.“

Wir fragen sogleich: Wie ist es zu dieser Ernennung bzw. Erhebung auf den Bischofsthron, gekommen? Die Vorgeschichte wurde bereits skizziert – sie hatte zu einer nur als „desolat“ zu bezeichnenden Verfassung des Bistums Regensburg geführt. Es gehört zu den für die Regensburger Bistumsgeschichte glücklichen Fügungen, dass sich das recht aufschlussreiche Ernennungsschreiben des Papstes erhalten hat (ich lese nun daraus vor; es ist auf den 5. Januar 1260 datiert:)

Bischof [von Rom] Alexander, Diener der Diener Gottes, dem Bruder Albert aus dem Predigerorden, Lesemeister in Köln.

Das uns übertragene Amt nötigt uns, neben den vielen Sorgen, die uns bedrängen, vor allem den Bischofskirchen unsere Liebe zu widmen und auf ihr Wachstum bedacht zu sein. Besonders aber haben wir die Pflicht, den verwaisten Kirchen recht bald gute Hirten zu geben, die ihre geistlichen Pflichten erfüllen und das zeitliche Wohl ihrer Kirche fördern. Da sehen wir nun, dass die Wunden der Regensburger Kirche [...] langsam wider vernarben. Wir setzen feste Hoffnung auf dich, dass die Kirche von Regensburg durch Dich wider geheilt werden kann. Durch Deinen Eifer und Deine Umsicht der Schaden wieder ausgebessert werden kann. Wir erteilen Dir nun den Befehl, unsern oder vielmehr den Wünschen Gottes nachzugeben, die Ernennung anzunehmen und Dich in die Bischofsresidenz jener Stadt zu begeben, um gemäß der Dir vom Himmel verliehenen Klugheit die Verwaltung jener Diözese zu deren Nutzen...“.

Albert brach von Köln aus nach Regensburg auf – aber nicht ohne zuvor noch einen weiteren Brief empfangen zu müssen – auf diesen von einer sehr hoch gestellten Persönlichkeit - ; ein Brief seines Ordensmeisters und damit obersten Dienstvorgesetzten, Humbert von Romans. Dieser Brief zeugt von dem Entsetzen des Mitbruders darüber, einen Dominikaner, der als solcher ein strenges Armuts-

und Gehorsamsgelübde abgelegt hat, auf einem Fürstbischofsthron sehen zu müssen. Der Brief lautet:

„Dem in Christo geliebten Bruder Albert, Lesemeister in Köln, wünscht Bruder Humbert, unnützer Diener des Predigerordens, ewiges Glück im Himmel und Ruhmesglanz auf Erden durch Beispiel und Verdienst.

Durch einen Brief vom päpstlichen Hof ist kürzlich ein Gerücht zu uns gelangt, das uns im tiefsten Herzen getroffen hat und das uns in unbeschreibliche Bestürzung versetzt haben würde, wenn uns nicht das heilige und feste Vertrauen, das wir in allem Guten auf Euch setzen, aufrechterhalten hätte. Wir haben von dem Gerücht an der päpstlichen Kurie gehört, Eure Ernennung zum Bischof sei angeordnet worden. Was die Kurie anlangt, so mag dieses Gerücht durchaus glaubwürdig sein. Wer aber, der Euch kennt, vermag anzunehmen, dass Ihr Euch dieser Anordnung fügen werdet? Wer vermöchte zu glauben, sage ich, Ihr wolltet an Eurem Lebensabend diesen Makel zufügen Eurem Ruhm und dem Orden, dem Ihr zu so großem Ansehen verholpen habt?

Ich flehe Euch an, Teurer und Geliebter! Wer von uns und allen Mendikanten wird hinfort der Übernahmen kirchlicher Würden widerstehen, wenn Ihr jetzt unterliegt? Wird man nicht vielmehr Euer Beispiel zur Entschuldigung anführen? Welcher Laie wird nicht Ärger nehmen an Euch und allen Mendikanten und sagen, wir liebten nicht die Armut, wir trügen sie nur so lange, bis wir sie abschütteln könnten?

Ich bitte Euch, lasst Euch nicht bestimmen durch Ratschläge und Bitten unserer Herren an der Kurie. Denn dort hat man nach Erfüllung solcher Bitten sehr bald und sehr leicht Spott und Hohn.

Fragt Eure Erfahrung, was aus jenen geworden ist, die sich zur Übernahme ähnlicher Ehren bewegen ließen. Wie war ihr Ruf, ihr Erfolg, ihre ganze Lebenslage, ihr Ende? Überlegt ernstlich in Eurem Herzen, wieviel Verwirrung, wieviel Schwierigkeiten die Kirchenregierung in Deutschland mit sich bringt! Wie schwer ist es dort, als Kirchenfürst Gott und den Menschen es recht zu machen. Wie wird Eure Seele es ertragen können, den ganzen Tag in weltliche Geschäfts verwickelt zu sein, in steter Gefahr der Sünde zu leben [...]? Lieber sähe ich meinen geliebten Sohn auf der Totenbahre als auf dem Bischofsstuhl [...] Im Geiste knie ich vor Euch und beschwöre Euch [...]: Verlasst nicht den Stand der

Demut! Schreibt uns, damit wir [...] getröstet und von der Furcht befreit werden – Betet für uns! Die Gnade Jesu Christi sei mit Euch. Amen.“

Humbert befürchtete offensichtlich eine Abwanderung seiner Ordenselite in hohe geistliche Ämter...

Überaus interessant wäre es, den ohne eigene Schuld in ein Dilemma geratenen Albertus selbst zu hören, will besagen, seine Antwortbriefe zu kennen. Diese aber haben sich nicht erhalten. Das ist enttäuschend – aber nicht vollkommen enttäuschend. Denn der Albert-Kenner und Romanautor Wilhelm Schmidtbonn hat es nach langem Studium des Charakters des hl. Albert sowie nach intensiver Beschäftigung mit der beschriebenen dilemmatischen Situation gewagt, die beiden Antwortbriefe Alberts zu rekonstruieren. Dazu kam ihm auch alles zu Hilfe, was er über dessen Tätigkeit in Regensburg hatte in Erfahrung bringen können. Hier nun „Alberts“ (bzw. Wilhelm Schmidtbonns) Antwort an den Papst:

„Mein heiliger Vater!

Ich erhielt Deinen Brief, in dem Du mich aufforderst, das in Unordnung geratene Bistum Regensburg wieder in Stand zu setzen und als Bischof dorthin zu gehen. Da Du so gut wie ich weißt, dass es uns Predigerbrüdern nach den Vorschriften unseres Ordens verboten ist, ein Amt außerhalb unserer Gemeinschaft zu übernehmen, so musst Du besondere Gründe haben, dennoch mich zu diesem Amt zu berufen. Diese Gründe können einerseits die äußerste Notlage in jenem Bistum, andererseits Dein offenbar wohlüberlegtes Vertrauen in meine Fähigkeit sein.

Deine Berufung ehrt mich und meinen Orden, daran ist kein Zweifel, auch weißt Du wohl, dass jeder Ruf um Hilfe mich so tief trifft, dass es mich geradezu krank macht, einem solchen nicht zu folgen, ich sehe ja Hilfe in Not als meine Lebensaufgabe an. Trotz alledem würde ich das Gesetz meines Ordens, gehorsam zu sein, niemals verletzen, nicht einmal der Umstand, dass Du in Kenntnis meines Wesens Deinen Ruf in die Form eines Befehls kleidest, würde mich zu diesem zuerst ausgesprochenen Gelöbnis untreu machen, eher würde ich Dir, heiliger Vater, ungehorsam werden, als meinem Orden: verzeihe mir dieses Wort.

Ich habe nun die Möglichkeit überlegt, die Pflicht des Gehorsams sowohl gegen meinen Orden wie gegen Dich zu vereinen. Das ginge nur auf die Weise, dass ich Bruder meines Ordens bleibe wie bisher, mit allen Gelübden, und zugleich

dennoch das hohe Amt eines Bischofs versehe. Das will sagen, dass ich erstens nicht für immer dieses Amt übernehmen könnte, sondern nur für so lange, als es notwendig ist, alles Verwirrte dort in Ordnung zu bringen; dass ich zweitens auch als Bischof in meiner Barfüßerkutte umhergehe, von solchen Gelegenheiten abgesehen, wo das Amt ein festliches Ansehen zu Ehren Gottes und der Kirche verlangt.

Es ist noch zu sagen, dass ich alle Einkünfte aus diesem Amt schon jetzt meinem Orden bestimme.“

Soweit der rekonstruierte Brief an Papst Alexander IV. – nun der an den Ordensmeister, seinem eigentlichen Vorgesetzten; dieser hatte – um seinem Schreiben nochmal Nachdruck zu verleihen – auch im Namen seiner Mitbrüder geschrieben:

„Geliebter Hochmeister und Freund Humbert, geliebte Brüder!

Ich erhielt Euren gemeinsamen Brief und danke Euch. Ich hatte den Befehl des Papstes schon vorher erhalten und war, im Einverständnis mit meinem Bruder Prior, entschlossen Nein zu sagen, wenn auch schmerzlichen Herzens, aus keinem anderen Grunde, als um dem Orden den Gehorsam zu bewahren. Nach Euren Schreiben bin ich aber auf andere Gedanken gekommen. Vor allem hat es mich gewundert und auch verwundert, dass Ihr eines solchen Misstrauens gegen mich fähig seid. Was alles bringt Ihr an Ausführungen vor, die doch nur zeigen, wie wenig Ihr mich kennt – nach so vielen Jahren gemeinsamer Arbeit! Ihr hättet wissen müssen, dass ich mir alles das, was Ihr sagt, vor Euren Briefen schon selbst gesagt habe.

Hätte ich dem Papst ein Ja sagen wollen, so hätte es nur aus dem Grunde geschehen können, um jemand, der mich um Hilfe bittet, diese Hilfe zu gewähren, wie es der Sinn meines Lebens und unseres Ordens ist. Da Ihr trotz so langer Freundschaft, so wenig von mir wisst und mir so viele äußere und eitle Gründe zuschiebt, aus denen heraus nach Eurer Meinung mein Ja gekommen wäre, so besann ich mich neu und will nun der Bitte des Papstes entsprechen. Der Papst hat meine Hilfe nötig, darum und nur darum schreibt er auch.

Und so habe ich mir überlegt, ob ich seinen Wunsch mit der Treue gegen meinen Orden nicht vereinen könnte, so dass Euch und dem Papste zugleich Recht und Liebe geschähe. Ich denke mir, dass es wohl möglich wäre, jenes Amt nicht für alle

Zukunft zu übernehmen, sondern nur solange, wie ich unbedingt brauche, um in Regensburg Ordnung zu schaffen. Gewiss wird eine solche zeitliche Einschränkung möglich sein.

Sicher würde ich lieber bei meinen Wissenschaften bleiben, zu welcher Arbeit der Orden mir eine so beglückende Muße gewährt. Aber freudig nehme ich dieses Opfer auf mich und ich zweifle nicht daran, dass es mir gelingen wird, die Erwartung des Papstes und der Kure in mich in nicht zu langer Frist zu rechtfertigen. So würde nicht nur dem Papste, sondern auch dem Orden dienen und dann mit frischer Kraft zu meiner wissenschaftlichen Tätigkeit zurückkommen.

Ich werde in Regensburg nicht als weltlicher Fürst leben wie es mir zustände, sondern nach meinem Gelübde immer in meinem Ordensgewand bleiben, einige Festtage abgerechnet, wo es unumgänglich ist, Gott und Kirche auch vor den Augen der Menschen zu ehren.

So wird mir Mühe und Freude eines wichtigen Amtes und dem Orden die Genugtuung, daß einer seiner Söhne zu dieser schwierigen Tätigkeit auserlesen wurde. Teilt mir Euer Einverständnis recht bald mit.“

Am 29. März 1260 stand Albert, zusammen mit seinem Schüler und guten Freund Ulrich von Straßburg vor den Mauern der Stadt Regensburg. Niemand erwartete sie, so dass sie sich in das Predigerkloster begaben. Am folgenden Morgen ging Albert zum Dom, um sich dort vor den Altar zu werfen und lange Zeit liegend zu beten. Nun wurde man aufmerksam auf ihn und geleitete ihn zum Bischofssitz. Durch sein dortiges Platznehmen nahm er zugleich symbolisch das Bistum in Besitz. In erstaunlich kurzer Zeit stellte er alle nötigen Strukturen im Klerus, eine effiziente Verwaltung der Kirchengüter und die allgemeinen Vermögensverhältnisse wieder her. Offensichtlich eignete Albert eine sehr starke Persönlichkeit und Autorität und ebenso offensichtlich verbanden sich in seiner Person eine hohe Begabung für Theologie, Philosophie und Naturkunde mit einer solchen für Ökonomie und Verwaltung. Ich sehe nicht, dass sich diese Schule hier für ihren Namensgeber und –patron schämen müsste...